Mail aus Riga

No. 129

Letter from the Editor – Bewerbung für den 10. Jahrgang – Nebel´s Welt XXXIV – Nachruf Prof. Steven Paul – Bericht des deutschen Buchhandels – Jubiläum Presserat - Das Lettzte 2.0 B – Die lettische Organistin der Elbphilharmonie Hamburg – Summer School Groningen - Black Friday – Um jeden Preis – Jüdisches Museum Berlin – Impressum.

Herzlich willkommen!

Esiet sveicinâti!

Die „Mail aus Riga“ ist ein Periodikum, das von den Studentinnen und Studenten des Masterstudiengangs „Internationales Medien- und Kulturmanagement“ an der Lettischen Kulturakademie Riga redaktionell gestaltet und verantwortet wird. Berichtet wird über Kulturthemen in Lettland und im deutschsprachigen Raum, Fachbeiträge aus den Lehrgebieten wie Medien, Marken, Kommunikation, Personalwirtschaft, Kulturmarketing, Recht, Ökonomie
u.a. Es gibt einen Direktverteiler und eine Verlinkung zu KulturPort.de. Hier werden über 350.000 „User“ pro Monat erreicht.
Redaktionell verantwortlich für diese Ausgabe ist Isabel Wimmershoff.
Herausgeber ist Prof. Klaus Peter Nebel.

Letter from the Editor

Liebe Leserinnen und Leser,

im Garten unserer Kulturakademie sprießen schon die ersten Knospen, der Frühling kehrt langsam aber sicher in Lettland ein. Für die erste Ausgabe des Jahres habe ich die ganz besonderer Ehre mit einer farbenfrohen Mail aus Riga das vierte und letzte Semester des 9. Jahrgangs einzuläuten. Neben Beiträgen aus der Kulturwelt können Sie sich dieses Mal auf persönliche Impressionen freuen. Und es wird international: Den Weg in den Sommer verschönern wir Ihnen unter anderem mit einem Bericht von Prof. Dr. Reichardt zur Summer School im niederländischen Groningen. Florian Maaß traf sich für KulturPort.de mit der Lettischen Organistin Iveta Apkalna und führte ein Interview mit ihr über ihre Aufgabe und die Musik in Hamburg's Elphi.

Ganz besonders freue ich mich darüber, Ihnen zwei neue Autoren vorstellen zu dürfen: Ann Kathrin Canjé aus Düsseldorf und Matthias Boosch aus Mainz. Ann Kathrin berichtet von ihren Gedanken während ihres Besuches im jüdischen Museum in Berlin und Matthias teilt mit uns einen spannenden Auszug aus seinem Schriftwerk: Black Friday und andere Lettlandgeschichten.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen und einen guten Start in eine der schönsten Jahreszeiten,

Ihre Isabel Wimmershoff

INHALTSVERZEICHNIS

Nebel´s Welt XXXIV — 8

Nachruf Prof. Steven Paul — 10

Bericht Friedenspreis des Deutschen Buchhandels (Leipziger Buchmesse) — 12

Jubiläum Presserat — 16

Die Lettische Organistin der Elbphilharmonie Hamburg: Frisch verliebt aber noch beim respektvollem Siezen — 18

Summer School Groningen — 27

Auszug aus der Geschichte "Black Friday" — 35

Um jeden Preis — 38

Jüdisches Museum in Berlin: Der Weg — 40

Das Lettzte 2.0 Business Edition — 43

Impressum — 46

Bewerbung für den 10. Jahrgang

Im September 2017 startet ein neuer Jahrgang des deutschsprachigen Masterstudienganges Internationales Medien- und Kulturmanagement. Bewerbungen können weiterhin eingereicht werden.

Dazu gehören: CV, Abschlusszeugnis Bachelor bzw. vergleichbarer Abschluss - kann aber nachgereicht werden - sowie ein Motivationsschreiben. Mail-Adresse, Studieninhalte, Lehrende etc. finden Sie auf unserer Homepage: kulturmedien-riga.de.
Nach Eingang der Unterlagen wird sich der Leiter des Studienganges, Prof. Klaus Peter Nebel, bei Ihnen melden, um das weitere Procedere zu besprechen.

Nebel´s Welt XXXIV

Von den Unbillen dieser Zeit, von den bereits täglichen Erregungen und von der persönlichen Lösung allen Ungemachs.

„Frühling lässt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte, süße wohlbekannte Düfte streifen ahnungsvoll durchs Land.“ Dieses Gedicht, das mancher/manche dem Goethe andichtet – wohl wegen des Osterspaziergangs im Faust – das aber von Eduard Mörike stammt, kann und sollte Projektion und Trost sein. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, aber alles schmeckt nach grundlegenden Veränderungen und dies in kurzen Intervallen. Wahlen in den USA, Seltsamkeiten in Polen, Ungarn und der Türkei, kommende Verabschiedung von Großbritannien und fundamentaler Krach in der EU, Flüchtlingskrise, der Konflikt Russland/Ukraine, Syrien und und und. Verschuldung und Euro Problematik lauern im Hintergrund. Die einzelnen Fälle finden manche gut, manche schlecht – aber ich habe noch keinen getroffen, der alles zusammen gut findet. Es drängt sich der Eindruck auf, dass die Schrecken des 2. Weltkrieges vergessen worden sind. Nun sind die Mails aus Riga ein internationales Kultur-und Medienmagazin und wir machen deshalb auch einen weiten Bogen um politische Kommentierungen, weil dies Leidenschaften unter einander hervorrufen würde, die wir gar nicht mehr einfangen könnten; aber sie betreffen zunehmend das Lebensgefühl vieler unserer Studierenden, Lehrenden und der vielen anderen Leser. Und Lebensgefühle haben auch eine kulturelle Dimension. Und das ist ja unser Thema. Was wäre nun die Lösung? Hier soll der letzte Satz aus Voltaires Candide zitiert werden, in dem der große Philosoph den Optimismus eines anderen großen Philosophen – Leibnitz – karikiert. Candide, der alle Schrecknisse in der Welt erlebt hat, sagt zum Schluss, als man ihn an paradiesische Zustände in der Vergangenheit

Prof. Dipl.-Bibl. Prof. h.c. Klaus Peter Nebel

> **Die Nachbarn sind wieder beim Frühjahrsputz zu beobachten. In wirren Zeiten ist dies doch ein schönes Stück Kontinuität.**

erinnert: „Sehr wohl gesprochen. Aber wir müssen unseren Garten bestellen“. Jetzt im Frühling geraten Garten und Balkon wieder stärker ins Bewusstsein und damit wären wir bei Eduard Mörike und seinem so schönen Empfinden dieser Jahreszeit. Aber auch Goethe kann zur Beruhigung gefühlter Erregungen beitragen. In den Schriften „Dichtung und Wahrheit“ schreibt er zu einem Treffen der beiden Streithähne Lavater und Basedow: „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte.“ Das Weltkind war natürlich er; wer denn sonst. Bei mir im Garten blühen Primeln und andere Blütenträger wie in den Jahren zuvor, der Rasen wird sich wie immer als problematisch erweisen, der Gärtner beschneidet Hecken und Bäume bevor die Vögel brüten. Die Nachbarn sind wieder beim Frühjahrsputz zu beobachten. In wirren Zeiten ist dies doch ein schönes Stück Kontinuität. Aber Gärten gibt es auch woanders. Dies kann eine neue Liebe sein oder die Fortsetzung einer alten; ein weiterer Garten kann ein Studium sein, bei dem man bereit ist, es auch zu genießen. Oder es ist eben die Kultur, die einen für einen Moment von der aktuellen Wirklichkeit befreit oder sie verständlich macht. Aber dies wäre dann schon wieder eine ganz andere Geschichte.

Nachruf

Ein Beitrag von Prof. Klaus Peter Nebel

Prof. Dr. Everett Steven Paul ist am 24. Dezember 2016 gestorben. Er gehörte zu den ersten Professoren, als der Studiengang „Internationales Medien- und Kulturmanagement” im Jahr 2000 in Riga seinen Vorlesungsbetrieb startete. Er unterrichtete damals das Fach Konzertmanagement und Festivals.
Zuvor war er Dozent für Musik an der Columbia University, New York gewesen, danach im Bereich Kulturmanagement an der der Hochschule für Musik in Hamburg und im Bereich Kulturwissenschaften an der Universität Lüneburg.

Prof. Dr. Everett Steven Paul

Prof. Paul stammt aus Atlanta, Georgia/USA.
Seine Akademische Laufbahn war beeindruckend. Seinen Bachelor of Arts machte er mit ‚magna cum laude' an der Columbia University, seinen Master an der Yale University und seinen Dr. phil. am King´s College an der University Cambridge.
Auch seine musikalische Laufbahn war bereits von Höhepunkten gekennzeichnet. Studium der Querflöte bei William Kincaid (Philadelphia Orchestra), Doriot Dwyer (Boston Symphonie Orchestra und Julius Baker (Juilliard School of Music, New York). Es folgten Engagements in Kammermusikensembles und Orchestern in New York, Boston, Cambridge und Hamburg. Später wurde er Produzent bei CBS Records, bei der er unterem anderem Leonard Bernstein verantwortete. Danach wechselte er zur Deutschen Grammophon nach Hamburg.
Zu „seinen Künstlern" gehörten u.a. Herbert von Karajan, Placido Domingo, Gidon Kremer, Luciano Pavarotti, die Berliner Philharmoniker, die Wiener. Später wurde er Vizepräsident bei Sony Classical Hamburg/New York. Mit dem Grammy Award erhielt Steven Paul auch eine besondere Würdigung seiner beruflichen Leistungen. Weitere Preise kennzeichneten seinen beruflichen Weg. Später arbeitete als Musikjournalist mit eigenen Sendungen beim Norddeutschen Rundfunk (ARD), beim Deutschlandfunk, bei der Deutschen Welle, bei der BBC und als Deutschlandkorrespondent beim National Public Radio, Washington.

Mit seinem Tod verlieren wir nicht nur einen fröhlichen, engagierten und Wissens vermittelnden Freund. Wir werden ihm nicht nur gedenken, sondern auch vermissen.

FRIEDENSPREIS DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

Ein Bericht von Prof. Klaus Peter Nebel

Leipziger Buchmesse 2017 – wieder ein Fest für Leser

Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung geht dieses Jahr an Mathias Enard.

2017 konnte die Leipziger Buchmesse vom 23. – 26. März erneut mit beeindruckenden Zahlen aufwarten. Bei diesem „Lesefest“ agierten 3.300 Mitwirkende auf 571 Bühnen, davon 160 auf dem Messegelände und 411 in der Stadt. Die Besucherzahl hat einen neuen Rekord erreicht: 235.000. Die Resonanz in den nationalen und internationalen Medien war überragend. Gastland war dieses Jahr die Baltenrepublik Litauen. 60 spezielle Verstaltungen zu Literatur und Kultur dieses Landes waren in den Veranstaltungskalendern aufgeführt und sie waren gut besucht. Der Kulturministerin Liana Ruokyté-Jonsson, die auch die Festrede zur Eöffnung der Buchmesse hielt, sah man am Ende doch die große Genugtuung und Freude über das Erreichte an; so nordisch kühl bzw. cool sind die baltischen Völker nun doch nicht. Allein 26 litauische Autoren haben deutsche Verlagen zur Buchmesse publiziert

Einer der Höhepunkte ist immer die Verleihung des Leipziger Buchpreises für europäische Verständigung. Diesjähriger Preisträger war Mathias Enar, der 1972 in der westfränzösischen Kleinstadt Niort geboren wurde, später studierte in Paris persische und arabische Sprechen; dann arbeitete er in Damaskus, Beirut und Teheran. Seit 2000 ist er in Barcelona zuhause; seit 2010 lehrt er arabisch an der Autonomen Universität in dieser Stadt. Er hat bereits zahlreiche Preise für sein künstlerisches Schaffen erhalten. So den Candide-Preis (2008), den Prix Goncourt des lyceens (2010) und den Prix Goncourt (2015), den wohl prominentesten Literaturpreis in Frankreich. 2013/14 war er Gast des Künstlerprogramms des DAAD in Berlin. Dort entstanden auch große Teile des jetzt prämierten Romans „Kompass“ In Deutschland konnte er Material über den Orientalisten Joseph von Hammer –Purgstall auswerten, der nicht nur die Gedichte Hafis aus dem Persischen übersetzt hat, sondern auch die Erzählungen aus „Tausendundeiner Nacht“ aus dem Arabischen. Diese Verbindung zwischen Europa und dem Orient hat ja eine lange Tradition; sie ist nur zur Zeit in Vergessenheit geraten. Man denke nur an den „West-Östlichen Diwan“ von Goethe. Und deshalb hat diese Auszeichnung vor dem Hintergrund der aktuellen Lage auch einen durchaus politischzen Akzent.

In seiner Dankesrede – auf Deutsch – wies der prämierte Autor auf den mythologischen Hintergrund hin. Europa war eine libanesische Prinzessin, die an einem Strand bei Sidon von einem Gott des Nordens entführt wurde: Zeus. Er erläuterte weiter, dass Europa ihr Leben im südöstlichen Mittelmeer verbracht hat. Europa ist eine illegale Einwanderin, eine Ausländerin, eine Kriegsbeute. So habe er seinen Roman im Zeichen der Hoffnung geschrieben; dies kam auch in seinem Schlusswort zum Ausdruck: Setzen wir der Unbeweglichkeit des Hasses die unendliche Hoffnung auf die Sonne der Erkenntnis entgegen.

In der davor gehaltenen Laudation von der in Tunis 1972 geborenen Dr. Leyla Dakhli - zur Zeit arbeitet sie für das Zentrum MarC Bloch, einer deutsch- französischen Forschungsreinrichtung in Berlin - wird beschrieben, wie sie bereits mit Mathias Enard in Damaskus 1996 zusammentraf und wie diese Verbindung seitdem an wechselnden Orten Bestand hat. Es war eine sehr bewegende Rede und die Zuhörer waren sichtlich berührt, wenn sie an damals in Damaskus erinnerte, wie – ganz wie im „Kompass“ -zahlreiche Europäer mit Leib und Seele eintauchten in andere Klänge und andere Rythmen und sich einbinden ließen in die gemeinsame Menschlichkeit der Leute von „dort unten“; wie jedes Abendessen in der Stadt begleitet wurde von Texten und Liedern und er – Mathhias Enard – Stücke von dem modernistischen irakischen Dichter Badr Shakir al-Syyab vorlas. Auch sie benutzte die deutsche Sprache, von der sie sagte, dass die für sie immer noch eine „stockende“ sei.

Nach dieser schönen eher kontemplativen Veranstaltung zurück ins Gewusel der Buchmesse.
Neben Schriftstellern und Journalisten war eine Spezie naturgemäß umfangreich vertreten nämlich Verleger, Lektoren, Bibliothekare und Buchhändler – sie sind eherner Bestandteil und fallen ansonsten gar nicht besonders auf. Ein Buchhändler aus Würselen dagegen doch: Ein Herr Martin Schulz, vormals EU Parlamentspräsident und jetzt Kanzlerkandidat der SPD.

Nun, wenn´s der Literatur dient.

Jubiläum Presserat

Ein Beitrag von Stefan Endter

Der Deutsche Presserat hat im Dezember 2016 die sechs Jahrzehnte seines Bestehens gefeiert und damit ein beachtliches Jubiläum. Laudator in der Berliner Akademie der Künste war Bundespräsident Joachim Gauck, der Bilanz zog: „Können wir heute zufrieden auf 60 Jahre institutionalisierter Selbstkontrolle durch den Deutschen Presserat zurückblicken? Wir können es, auch wenn seine Geschichte, wie die Geschichte jeder Institution, nicht frei von Krisen war, und auch wenn es mitunter Kritik an einer gewissen Zahnlosigkeit seines Wirkens gibt. Dieser Kritik muss sich nicht allein der Presserat selbst stellen, sondern ebenso jene, die seine Ermahnungen nicht ernst genug nehmen und ihm so durch Geringschätzung schaden."
Die Einschätzung Gaucks ist zugleich eine klare Botschaft an die Adresse derjenigen, die den Presserat kritisieren oder gar abschaffen wollen – wie zum Beispiel die Chefredakteurin der BILD-Zeitung, Tanit Koch. Koch hatte das Selbstkontrollorgan mehrfach scharf kritisiert. So wird sie von meedia mit dem Satz zitiert: „Was ich weiß: Diesen Presserat brauchen wir nicht." Die Bild-Chefin wirft dem Presserat Bevormundung vor, weil er an der Ziff. 12 des Pressekodex festhält, in dem es heißt: „In der Berichterstattung über Straftaten wird die Zugehörigkeit der Verdächtigen oder Täter zu religiösen, ethnischen oder anderen Minderheiten nur dann erwähnt, wenn für das Verständnis des berichteten Vorgangs ein begründbarer Sachbezug besteht."

Der Deutsche Presserat wurde am 20.11.1956 als Organ der freiwilligen Selbstkontrolle gegründet – als Gegenentwurf zur staatlichen Kontrolle der Medien. Die fünf Zeitungsverleger und fünf Journalisten, die den Presserat ins Leben riefen, haben das aus Art. 5 GG resultierende Gebot der Staatsferne ebenso ernst genommen, wie der Deutsche Journalisten-Verband, die Deutsche Journalisten Union, der Bundesverband der Deutschen Zeitungsverleger und der Verband der Zeitschriftenverleger, die heute den Presserat tragen. Seit seiner Gründung setzt sich der Presserat für die Definition und die Einhalt der berufsethischen Grundlage des Journalismus ein. Grundlage ist der durch den Presserat entwickelte und mehrfach angepasste Pressekodex. 16 Regeln bieten den Maßstab für die journalistische Arbeit. Und nach diesen 16 Regeln entscheiden die Beschwerdeausschüsse des Rates. Jedermann, auch Vereine und Verbände, kann sich beim Presserat über konkrete Berichterstattung in Zeitungen, Zeitschriften und journalistisch-redaktionelle Beiträge im Internet beschweren. Im vergangenen Jahr gingen 1.851 Beschwerden in der Berliner Geschäftsstelle des Presserates ein (zum Vergleich: In 2015 waren 2358). Der Presserat hört die betroffenen Redaktionen an und berät dann über den Sachverhalt. Im Jahr 2016 verhängten die Beschwerdeausschüsse, die paritätisch

RA Stefan Endter

mit Journalisten- und Verlegervertretern besetzt sind, 297 Sanktionen – davon 33 öffentliche Rügen. Die öffentlichen Rügen sind das stärkste Sanktionsmittel.
In 13 der 33 Fälle des Jahres 2016 war es die Bild-Gruppe (Bild, Bild am Sonntag und Bild online), die öffentlich gerügt wurde. Es gehört schon zur Tradition, dass die vom Presserat Kritisierten nicht immer souverän mit der Kritik durch den Presserat umgehen. So bewertete Henri Nannen, der legendäre Chefredakteur der Zeitschrift stern, die Arbeit des Presserates gar als Zensur. Das Hanseatische Oberlandesgericht stellt in einer Entscheidung am 17.12.1959 aber klar, dass die Arbeit des Kontrollorgans durch die Meinungs- und Kritikfreiheit gem. Art. 5 Grundgesetz (GG) gedeckt ist. Der Art. 5 GG gewährt und schützt im übrigen auch die Pressefreiheit. Und der Presse steht ein permanenter Diskurs über die ethischen Grundlagen des Journalismus und eine institutionalisierte Selbstkontrolle gut zu Gesicht. Der Staat kann und darf diese Aufgabe nicht übernehmen. Bundespräsident Gauck hat seine Laudation auf den Presserat auch zu einer Standortbestimmung für die Medien genutzt:
„.... Wer die Medien heute und hierzulande zur „Lügenpresse“ umdeutet, dem geht es nicht um Diskussion, sondern um Denunziation; nicht um Unvoreingenommenheit, sondern um Meinungshoheit. Lassen Sie uns im Angesicht der destruktiven Energien des Populismus nicht in Angst und Eskapismus verfallen. Jeder kann etwas tun, um die offene Gesellschaft zu stärken. Zur Überwindung der Vertrauenskrise in unsere demokratischen Institutionen können Journalisten ihren Beitrag leisten. Und zwar, indem sie weiter ihre Arbeit machen, mit Verstand und Scharfsinn, Offenheit und Vorurteilslosigkeit. Es sind dieselben Fähigkeiten und Talente, die sie auch gegen ihre Verächter in der Hand halten: Es sind schließlich
dieselben Talente, die den seriösen Medien am Ende ein Überleben gegen die Konkurrenz digitaler Stammtische sichern werden.
60 Jahre nach Gründung des Deutschen Presserates ist mir deshalb um die Zukunft der freien Presse in unserem Land nicht bange.“

Nähere Informationen zum Deutschen Presserat, dem Pressekodex, der Spruchpraxis des Rates und der Rede des Bundespräsidenten:
www.presserat.de

Die Lettische Organistin der Elbphilharmonie Hamburg:

Frisch verliebt, aber noch beim respektvollen Siezen

Foto: Maxim Schulz

Iveta Apkalna

Iveta Apkalna (40) gilt als beste klassische Organistin. Sie spielt mit den größten Orchestern und Dirigenten, zeitgenössische Komponisten widmen ihr Werke.

Als erste Orgelspielerin gewann sie 2005 einen „ECHO Klassik“ als „Instrumentalistin des Jahres”, daneben diverse weitere hochrangige internationale Preise.
Zudem schaffte sie es, mit ihrem offenen, freundlichen Auftreten auch außerhalb der Kirchen und Konzertsäle, neues Publikum für Orgelmusik zu interessieren.
Jetzt ist sie zudem die Titularorganistin der Elbphilharmonie. Die Möglichkeiten der 4765 Pfeifen in 69 Registern, mit einer Frequenz von 16 Hertz bis 15.600 Hertz, konnte Apkalna am 27. Januar beim ersten Orgelkonzert der Elbphilharmonie im Rahmen des Eröffnungsfestivals vorführen.

Florian Maaß traf sich für KulturPort.De mit Iveta Apkalna zu einem Gespräch.

Florian (FM): Wie sehen sie ihre Aufgabe als Titularorganistin der Elbphilharmonie?

Iveta Apkalna (IA): Zum Beispiel darin, was wir jetzt gerade tun: Mit Leuten über die Orgel zu sprechen. Ich soll dem Instrument ein Gesicht geben und eine Visitenkarte. Ich bin künstlerischer Leiter des Instruments, empfehle also, wer und was darauf gespielt wird. Ich bin auch verantwortlich dafür, dass das Instrument in gutem technischem Zustand ist, da ich aber nicht in Hamburg wohne, habe ich dafür zum Glück einen guten Assistenten und mir helfen mir auch zwei junge Organisten. Es geht nicht einfach darum, eine tolle Orgel hinzustellen und jetzt wird darauf gespielt. Die Orgel soll sich unterscheiden, es geht darum, wie sie sich präsentieren soll. Daher ist es wichtig, wer eingeladen wird, auf ihr zu spielen und dafür mache ich der Elbphilharmonie meine Vorschläge. Ich hoffe, dass auch ganz viele Komponisten eigens für die Orgel Auftragswerke komponieren und mein Traum ist, dass daraus nach zehn, fünfzehn Jahren ein Elbphilharmonie-Orgel-Repertoire entsteht.

FM: Sie begannen das Konzert mit einem Stück des langjährigen Rigaer Dom-Organisten Aivars Kalējs, was war ausschlaggebend dafür?

IA: Ich schätze Aivars Kalējs als Komponist und Organist sehr und darf sagen, dass wir inzwischen auch Freunde sind. Aber ich habe dieses Stück gewählt, weil es die Orgel am besten in 4,5 Minuten präsentiert. Es ging ja bei diesem Konzert in erster Linie darum, die Orgel vorzustellen. Und dafür ist das Stück perfekt. Ich wollte in den ersten Minuten zeigen, was diese Orgel kann, in ihrer ganzen dynamischen Klangbreite von piano pianissimo bis forte fortissimo. Das Stück ist wie die Visitenkarte der Orgel. Und auch meine, ich wollte auch mich zeigen. Das Stück, das bin ich. Und die Zuschauer sollten natürlich einen guten Konzertabend haben.

FM: Als ich Sie zuletzt in Riga erleben konnte, spielten sie auch Stücke Ihrer Landsleute Eriks Esenvalds und Arturs Maskats. Sehen Sie sich als eine Art Botschafterin der lettischen Musikszene?

IA: Ich bin was die Musik betrifft, schon sehr patriotisch und spiele sehr gerne die Musik meines Landes. Dass das am besten passende Stück dann noch von einem lettischen Komponisten ist: Umso besser. Ich war sehr froh, dass mein Vorschlag akzeptiert wurde. FM: Sie spielten auch eine Komposition von Sofija Gubaidulina (geboren 1931, in der Sowjetunion war ihre Musik trotz Protektion von Schostakowitsch und später Gidon Kremer verboten) „Hell und Dunkel“. Einerseits interessant, da sie seit einem Vierteljahrhundert in der Nähe Hamburgs wohnt, aber dem deutschen Publikum immer noch unbekannt ist...

IA: Richtig. Das ist auch ein Gedanke, sie beim Hamburger Publikum bekannter zu machen. Leider habe ich sie noch nie kennengelernt und ich fürchte sie kommt auch nicht zum Konzert. Die ursprüngliche Idee war sogar, ein Werk bei ihr in Auftrag zu geben. Aber leider ist sie wohl nicht mehr bei bester Gesundheit und hat in den letzten Jahren auch nicht mehr viel Neues komponiert. Ich spiele zum einen gerne Werke lebender Künstler und dann besonders gerne von Komponistinnen. Und das Stück „Hell und Dunkel“ passt sehr gut in die Dramaturgie des Konzerts.

FM: ...es ist auch ein sehr intensives Stück klassischer Moderne, mit flirrenden hohen Tönen, die sich schon mal in den Gehörgang fräsen. Ging es darum das Publikum einzunorden, von Beginn an zu fordern, mit dem reinen Schönklang-Klischee der Orgel zu brechen?

Foto: Claudia Hoene

Iveta Apkalna

IA: Viele Zuhörer sortieren die Orgel in die Schublade für polyphonen Schönklang, verbinden sie zuerst mit Choralspiel. Ich will zeigen, dass Orgelmusik viel mehr als das ist. Orgelmusik kann auch sehr perkussiv, rhythmisch sein. Und die Orgel hat ein größeres Tonspektrum, viel mehr hohe und tiefe Töne, als man das vielleicht vom Choralspiel kennt. Da wird ja meist die Mitte des Keyboards bespielt, die zweite und dritte Oktave. Gubaidulinas Werk hat mehr Frequenzen. Und damit meine ich nicht nur rein die Tonhöhe, sondern auch, was die Farbe betrifft und die Lautstärke von ganz leise bis ganz laut, aber auch stilistisch. Aber es geht nicht darum, unbedingt was anderes spielen zu wollen, als erwartet wird, sondern ich liebe diese Musik. Nach meinem letzten Rigaer Konzert hat mich jeder auf das Stück angesprochen, es ist beim Publikum hängen geblieben. Das freut mich, denn es ist streng genommen nicht mehr absolut zeitgenössisch, es wurde in meinem Geburtsjahr 1976 komponiert.

FM: Passt das Stück besonders gut zur Elbphilharmonie-Orgel?

IA: Die Elphi-Orgel kann alles. Sie klingt sehr rund und warm und hat eine unglaubliche dynamische Breite. Sie kann wunderbar mit einem Orchester zusammenspielen und ist dabei immer noch hörbar. Sie hat einen Klang, der einen umarmt, der aber auch sehr deutlich ist. In einer Kirche ist es oft so, dass einen der Orgelklang umarmt, aber man versteht nichts. Hier versteht man ganz klar jede Note, ich kann jedes einzelne Register sprechen lassen. Die Orgel ist auch sehr gut in den Saal eingewachsen. Es sieht gut zusammen aus und klingt auch genauso. Ich muss mir keine besonderen Gedanken machen, da weiß ich, ich kann alle meine künstlerischen Ideen verwirklichen. Ich kann alles spielen, ob Bach, Renaissance oder Moderne. Bei vielen Kirchenorgeln ist das anders. Da muss man das Programm um die Orgel bauen. Bei 69 Registern muss man sich natürlich sehr

Foto: Thies Raetzke

schmal halten, die Register klug wählen und mischen. Aber das können und wollen hervorragende Organisten- und wir hoffen, dass wir die besten in die Elbphilharmonie holen und es wird ein großer Spaß sie zu sehen und hören, auch, wenn sie wiederkommen und die Orgel dann schon kennen.

FM: Ich frage auch deshalb, weil der Orgelbauer Philipp Klais sein Werk weniger vielseitig einschätzt. Er meinte, sie wäre eher für Zeitgenössisches als Bach gebaut..

IA: Jein. Philipp Klais sagte mir auch gleich: Ne-ne-ne, Iveta, das ist keine Orgel für Bach! Aber ich sehe es nicht so. Ich habe zum Kennenlernen der Orgel gleich als erstes Bachs Trio-Sonate gespielt und ich kann sagen: Bach klingt auch sehr gut in der Elbphilharmonie! Ich bin aber der festen Überzeugung, dass Bach auf jeder Orgel klingt. Wir müssen uns nur emotional jeweils einstellen und unsere Erwartungen anpassen, ob es eben eine Silbermann-Orgel ist oder diese in der Elphi. Es hat mit bestimmten Klangvorstellungen von Bach zu tun, wenn man sagt, er kann nicht in der Elbphilharmonie gespielt werden. Wir müssen als Musiker Bach nicht unbedingt ganz neu entdecken, denn seine Werke sind schon genial. Aber wir können doch neue Facetten in seiner Musik entdecken, andere Dimensionen erkunden, neue Register ziehen. Bach ist fast immer Teil meiner Programme, nicht nur in Kirchen, sondern auch in Konzertsälen. Ich weiß aber, dass viele Organisten meinen, seine Orgelmusik – im Gegensatz zu anderen seiner Werke- hätte nichts im Konzertsaal verloren. Aber ich sehe es eben anders, will, dass sie lebt. Das mag riskant sein und nicht jeder wird meiner Auffassung folgen, aber ich stehe dazu, Bach auf Konzertsaalorgeln zu spielen. Weil ich seine Orgelmusik liebe.

FM: Jede neue Orgel ist ja wie ein neuer Partner. Haben sie auch schon Macken kennen gelernt?

IA: Nein, die Elbphilharmonie-Orgel und ich wir sind noch frisch verliebt, wir sehen uns noch durch eine rosarote Brille (lacht). Aber wir sind auch schon im alltäglichen Familienleben angekommen, ich experimentiere schon, ändere Register gegenüber der Anfangszeit. Ich denke, wir haben noch eine lange Liebe und ein langes Familienleben gemeinsam vor uns. Ich glaube, meine Wertschätzung drückt sich darin aus, dass ich diese Orgel immer noch respektvoll sieze. Wie in einer aristokratischen französischen Familie. Diese Orgel ist außergewöhnlich, ich möchte sie auch nie so sehen, mich nicht zu sehr an sie gewöhnen. Ich spiele auch nie volle Pulle, alle Register, gehe nicht über die Geschmacksgrenzen. Und man muss sie genießen können, nicht in die Falle tappen, immer wieder was Neues finden zu wollen, so wie in einer Gummibärchentüte.

FM: Viele ihrer Berufskollegen sind glücklich als Schattenwesen, verstecken sich gerne hinter der Kirchenbalustrade. Sie haben immer die Aufmerksamkeit gesucht und für die Orgelmusik eingesetzt. Man wird sie auch in der Elphi kaum an der festen Orgel sehen, oder?

IA: Viele Organisten finden es sehr komfortabel, nicht gesehen zu werden. Es ist etwas anderes, nur die Musik zu präsentieren oder auch sich als Person. Es ist eine Extra-Belastung, aber für mich eine positive. Ich kann verstehen, wenn Kollegen nicht gesehen werden möchten, es vorziehen, wenn keiner die Bewegung ihrer Augenbrauen und Hände verfolgt. Wir ziehen uns emotional aus, sind nackt auf der Bühne. Das ist nicht immer einfach. Wenn ich durch Musik mit dem Publikum spreche, ist es mir aber sehr wichtig, auch wirklich da zu sein, dem Publikum ins Auge zu sehen, die Reaktionen zu spüren. Und umgekehrt soll das Publikum sehen, wie ich funktioniere, wie ich atme, wie ich die Musik fühle. Es geht nicht darum, dass man mir Fehler leichter verzeiht, wenn ich eine hübsche Bewegung mache und dabei nett aussehe. Ich sitze nie in Konzertsälen am mechanischen, festen Spieltisch. Ich sitze da, wo auch ein Dirigent oder Pianist seinen Platz einnehmen würde, ganz mittig. Es ist sehr wichtig, Musik gleichzeitig zu atmen. Wenn wir atemlos sind auf einer Fermate, dann sind wir zusammen, Orchester, Dirigent und ich. Und es ist wichtig, den Augenkontakt zu haben. Nur wenn wir rein physisch zusammen sind, fühlt es sich für mich echt an. Wenn ich in Kirchen spiele, etwa dem Kölner Dom, wähle ich ein anderes Programm als in der Elbphilharmonie. Programme zusammenstellen ist ein ganz wichtiger Teil meiner Arbeit.

FM: Seit einer frühen FAZ-Kritik gelten sie als diejenige, die die Erotik in die Orgelmusik gebracht hat. Ein anderes Klischee, das der barfüßigen Organistin, rührt auch daher. Nerven sie diese Bilder inzwischen?

IA: Es ist ok, wenn der Autor es damals so gesehen hat und er vielleicht dieses Element in der Orgelmusik vermisst hat und es ihn glücklich gemacht hat. Aber Klischees sind immer schwierig, denn man findet auch in Schwarz noch ein bisschen Weiß...
Das ist auch 10 Jahre her und seitdem ist viel passiert, auch ich habe mich weiterentwickelt. Kurz zuvor hatte ich ein Werk zur Walpurgisnacht barfuß gespielt, ich wollte so ein bisschen wie eine Hexe auftreten. Seitdem bin ich „die barfüßige Organistin“, obwohl ich sonst dramatische Auftritte meide und nur in Schuhen spiele.

FM: Die Orgel hat im Bewusstsein etwas Sakrales. Sind Sie religiös und muss man es als Organist sein?

IA: Man muss es nicht sein. Aber ich bin religiös. Jeder Künstler lebt in einer anderen Realität, die für manche sakral ist, für manche religiös, für manche einfach ein anderer Kosmos. Ich selber bin katholisch, wie die meisten in meiner Heimatregion Lettgallen. Mit 15 durfte ich ja schon für Papst Johannes Paul II. spielen, als er Lettland besuchte. Das war ein großes Erlebnis. Seinen Gesang zu begleiten, den Gottesdienst zusammen zu zelebrieren, war ein magischer Moment für mich! Als Kind zu Sowjetzeiten durfte ich nicht in die Kirche. Es war toll, dann in der Unabhängigkeit mit meinen beiden Großmüttern regelmäßig in die Kirche zu gehen und zu lernen, was man in der Kirche macht. Auch wenn ich jetzt in Berlin seltener in die Kirche gehe, bin ich dennoch religiös, spüre ich, dass eine andere Welt in mir ist, mir Sauerstoff gibt.

FM: Hatten Sie damals auch eine Privataudienz, haben sie sich kennengelernt?

IA: Nein, leider nicht, obwohl ich das natürlich gehofft habe. Aber da haben sich dann die Frauen die Sponsoren in den Vordergrund gedrängt, die vorher nie in einer Kirche waren- aber das ist wieder eine andere Geschichte...

FM: Sie sind Lettgallin, das Zentrum der Katholiken in Lettland, einem ansonsten protestantischen Land.

IA: Ich habe auch das Vaterunser auf Lettgallisch gelernt. Bei uns wird oft noch immer in der Kirche so gebetet. Die katholische Religion hat mich auch meiner Heimat nähergebracht.

FM: Eine ganz andere Welt als Riga.

IA: Oh ja, da haben Sie recht. Es ist eine andere Mentalität. Es war für mich schwer, als ich mit 18 zum Studium nach Riga kam, eine fremde Welt, Riga kam mir ein bisschen hochnäsig vor, ich war das Provinzmädchen. Aber ich bin sehr stolz, dass ich aus Lettgallen komme. Gerade als Musikerin. Denn viele Musik-Weltstars, ob Andris Nelsons, Elina Garanca oder Kristine Opolais, kommen aus meiner Region. Auch in Lettland bekannte Schauspieler und Politiker. Soziologen müssten mal erforschen, warum, was Lettgallen so besonders macht.

FM: Andere kulturelle Einflüsse vielleicht, weniger deutsch-protestantisch, dafür mehr östliche?

IA: Ja, das ist wohl ein Grund, wir haben mehr weißrussische und russische Familieneinflüsse, es hat sich sehr vermischt. Wenn Sie eine Radtour machen und Sie fragen nach einem Wasser. Dann werden Sie im Zentrum Lettlands ein Wasser bekommen – bei uns bekommen sie dazu aber noch Milch, Fleisch, Sahne und ein frischbezogenes Bett angeboten. Ich finde es gut, dass wir Lettgallen so sind!

FM: Wie erklären Sie sich den hohen Anteil herausragender klassischer Musiker?

IA: Wir sind eben das Land, das singt (der offizielle lettische Tourismus-Slogan)... Im Ernst: Auch meine Tochter hat erst gesungen, sogar mit Text und dann erst gesprochen. Und es hat auch mit der musikalischen Früherziehung zu tun, die bei uns zum Glück noch sehr ernsthaft ist, das stammt wohl noch aus Sowjet-Zeiten. Es wird auch gelacht und mal ein Eis dazwischen gegessen, aber der Unterricht ist eben ernsthaft, auch mit Strenge und Verboten. In Deutschland soll alles spielerisch erlernt werden. Oh, ich kann das Wort schon nicht mehr hören! Entweder lernt man etwas oder nicht. Und wenn man dann etwas gelernt hat, kann man damit spielen. Aber wenn die Hauptsache von Anfang an nur der Spaß ist... Mit Freude, aber ernsthaft, haben wir, Garanca, Nelsons oder ich, Musik machen gelernt. Mein Problem war, dass ich nur eine halbe Stunde gebraucht habe, wenn meine Mitschüler vier Stunden lernen mussten. Deswegen musste ich erst später dann lernen, wie man lernt und übt.

FM: Wie viel Prozent sind Talent, wie viel Handwerk?

IA: Wahrscheinlich würden da viele widersprechen, aber ich denke, das Talent macht 70% aus. Ich kenne so viele, bei denen es umgekehrt war. Es tut mir leid, egal wie hart man arbeitet: Ohne Talent geht es nicht. Man muss mit Schwierigkeiten umgehen. Aber wenn es nur noch schwierig ist, ist es keine Kunst.

FM: Sie sind Perfektionistin. Bei einer Orgel mit all ihren Reglern, Tasten, Registern, Pfeifen, ist es fast unmöglich, dass kein Ton während eines Konzerts anders klingt als gedacht. Brauchen Sie die daraus resultierende kreative Spannung?

IA: Technisch gesehen ist es eine große Maschine, auch wenn ich nicht gerne von einer

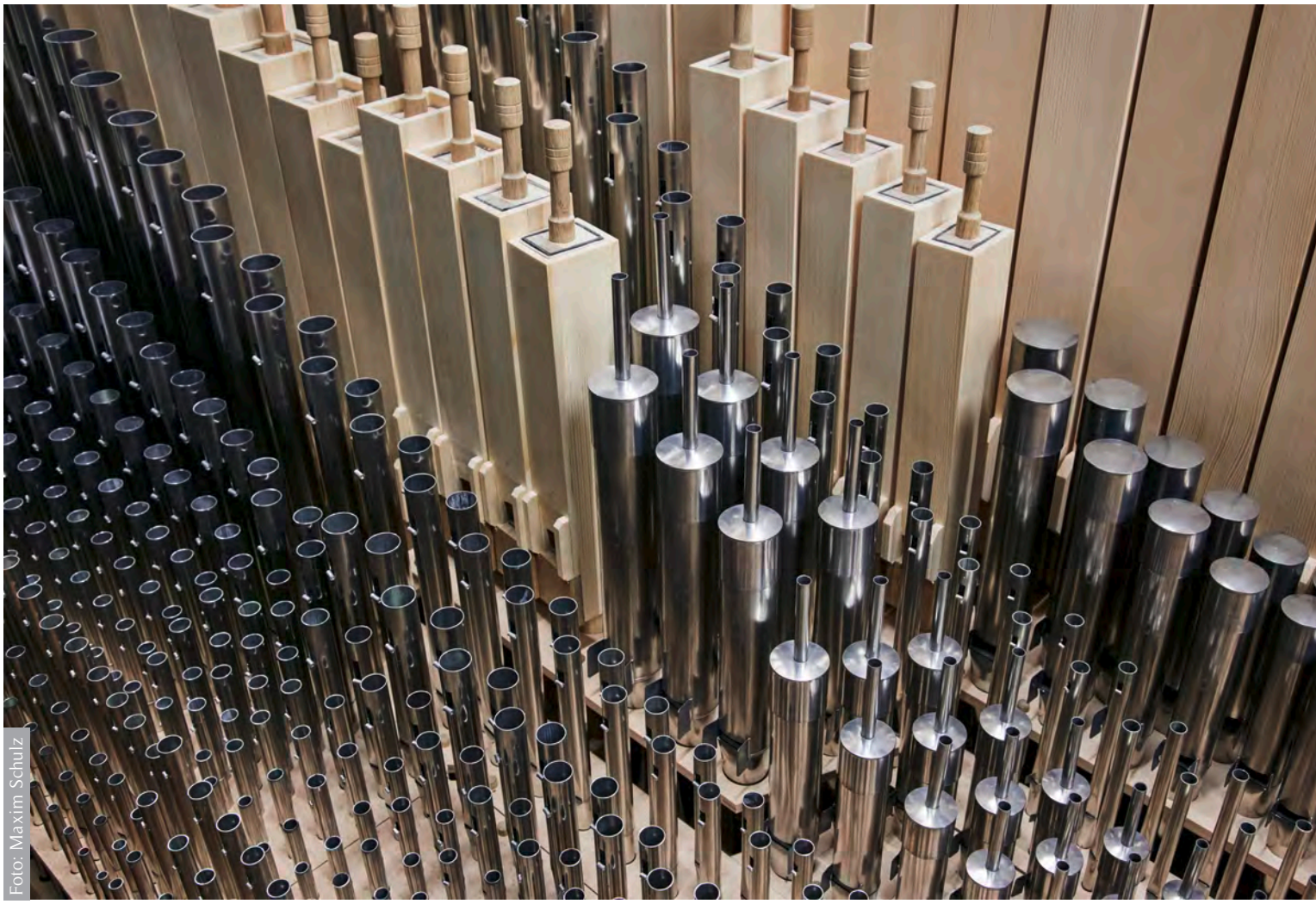


Foto: Maxim Schulz

Orgel als Maschine spreche. Wenn man mal hineingeschaut hat und sieht, was für ein komplizierter Bau das ist, versteht man, dass jeden Moment ein Ventil, eine Membran, eine Leiste abbrechen kann. Deswegen ist es besonders wichtig, dass zumindest ich keinen Fehler mache und dass ich, wenn ein falsches Register aufgeht oder ähnliche Fehler passieren, sofort in Millisekunden richtig reagiere, wie ein Formel 1-Pilot. Ich vergleiche eine Orgel tatsächlich gerne mit einem Formel 1-Boliden. Viele Einzelteile müssen perfekt eingestellt sein. Ich selber muss so gut sein, im Vorfeld alles so perfekt gemacht haben, dass ich die Technik dann vergessen kann. Nur dann kann ich mich beim Auftritt wohlfühlen und 100% geben. Dass in einer Sonate mal ein Paar Noten neben dem Takt gespielt werden, ist nicht so schlimm. Für uns Organisten ist natürlich ein zusätzliches Problem, dass wir zuhause meist keine richtige Orgel haben, also auf einer digitalen Orgel üben. Und dann ist jede Orgel anders, ich weiß oft vorher nicht, was mich bei einem Konzert erwartet. Ja, vielleicht ist diese Spannung, das Ungewisse, der Adrenalinkick, immer fünf, sechs Schritte voraus denken zu müssen als Organist, der Grund, warum ich mich für dieses Instrument entschieden habe (Anm.: Apkalna studierte Klavier als gleichberechtigtes Hauptinstrument).

FM: Obwohl in den letzten Jahren einige junge Organistinnen die Szene bereichern, ist die Orgel noch immer eine Männer-Domäne. Dabei geht es doch um Multitasking, die Füße machen oft etwas völlig anderes als die Hände – man sagt das fällt Frauen leichter...?

IA: Hahaha, schön wäre es. Leider ist es ja auch eine Art Leistungssport, man braucht eine sehr gute physische Kondition, das fällt Frauen eher schwerer. Ich fühle mich sehr wohl eine Frau zu sein, aber es spielt für mich beim Orgelspiel eine absolute Nebenrolle. Ich drücke aus, was ich als Mensch fühle. Wenn jemand sagt, es hat einen femininen Touch, stört es mich nicht. Aber darum geht es mir nicht.

FM: Hören sie privat nur klassische Musik? Bach ist auch das Vorbild vieler Rockmusiker.

IA: Ja, da haben Sie recht. Ich höre zuhause fast nur andere Musik, etwa Prince oder Jazz. Wir können viel von Rock und Pop lernen und umgekehrt. Ich verabscheue allerdings Crossover! Man sollte jede Musik so spielen, wie sie gedacht ist, anstatt alles zu vermischen.

FM: Sie wurden vor kurzem 40. Ein Anlass, Bilanz zu ziehen?

IA: Ja, aber hauptsächlich durch die Dinge die von außen auf mich zukamen. Ich muss mich nicht mehr beweisen, ich kann jetzt das wirklich genießen, was ich kann. Und ich weiß auch, was ich nicht kann. Ich fühle mich nicht mehr wie ein Leistungssportler, eher wie ein Gärtner, der schon lange gepflanzt und geackert hat und jetzt auf die Blumen und Magnolien guckt und das genießt. Philosophisch und musikalisch. Das Angebot der Elbphilharmonie als Hausorganistin war das schönste Geschenk. Aber auch das anstehende Konzertprogramm eröffnet mir eine neue Dimension meiner Karriere, ich spiele mit Orchestern und Dirigenten an Orten, von denen ich vor 10 Jahren nur geträumt habe. Und ich werde Werke spielen, bei denen ich erst jetzt davon überzeugt bin, dass ich sie auch richtig interpretiere. Besonders freut es mich, dass für mich komponiert wird. Mit dem mir gewidmeten Werk eines weltbekannten Komponisten- den Namen darf ich noch nicht nennen- gehe ich nicht nur in Europa, sondern weltweit auf Tournee. Daran wird gerade noch komponiert, mein Geschenk, mein Opus, das ich als erste in der Musikgeschichte spielen darf und das mich lange begleiten wird. Das sind große Momente, in denen ich viel Dankbarkeit empfinde.

FM: Organisten sind oft auch gute Komponisten- dürfen wir da noch was erwarten?

IA: Ich habe dafür leider gar kein Talent. Ich mag auch keine Improvisation, denn ich bin, wie Sie schon richtig bemerkt haben, eben Perfektionistin. Ich mache das, was ich gut kann. Es gibt so viele geniale Improvisatoren und Komponisten. Das Leben ist viel zu kurz, um das auch noch gut zu lernen. Ich fühle mich wohl damit, wo ich bin und was ich bin.

FM: Dann wird es Sie wohl überraschen, dass mich Ihr Spiel und Auftreten an jenes von Barbara Dennerlein erinnert, Meisterin der Jazz-Orgel und der Improvisation. Kennen Sie sich und sehen Sie dennoch Anknüpfungspunkte?

IA: Oh ja, wir kennen uns. Ich genieße es, sie auf der Bühne zu erleben! Barbara Dennerlein ist ein phantastisches Beispiel, was man erreichen kann, wenn man etwas mit Liebe und Überzeugung macht. Und sie hat ihren ganz eigenen Stil. Was sie spielt, kann kein anderer Mensch so spielen. Und dann macht sie es mit so einer wunderbaren Ausstrahlung und immer mit einem Lachen. Ich verstehe, was Sie meinen. Das Verständnis und der Zugang zu dem, was wir machen sind sehr ähnlich. Wir haben eigentlich gar nicht über Musik gesprochen, als wir uns trafen, aber uns sofort zusammen wohl gefühlt- und das bedeutet auch viel. Ich mag Menschen, die mit Körper und Seele 100% geben bei dem, was sie tun. Das macht sie und das mache ich auch- ich bin privat viel weniger offen als auf der Bühne.

FM: Haben Sie auch überlegt, zusammen zu spielen, es könnte sich gut ergänzen?

IA: Ja, haben wir wirklich! Es ist nicht klar, was und wo. Aber das könnte wirklich passieren.

FM: Was ist lettisch an Ihnen?

IA: Naja, ich sehe doch schon mal ziemlich lettisch aus, oder nicht? Dann ist es die Musik, ich singe zwar nicht, aber meine Seele. Schon, wenn ich mit dem Flieger zum Landeanflug auf Riga ansetze, vibriert alles in mir. Und ich glaube in gutem Sinne die

Sturheit ist typisch, die typisch ist für ein so kleines Land, wir sind nicht viele. Schon, dass wir immer noch diese Sprache sprechen! Es ist eine gute Sturheit, die Kraft und Stärke gibt. Ohne die lettische Mentalität hätte ich es nicht geschafft, mich in der Welt der Orgelmusik, einer Männerdomäne, durchzusetzen. Denn das ist gar nicht einfach gewesen.

FM: Ist Berlin auch schon Heimat?

IA: Natürlich, wo wir Eis essen und wir Freunde haben, unser Kiez, wie man in Berlin sagt. Mein Mann ist Deutscher, mit unseren beiden Kindern spreche ich zuhause Lettisch. Wir sind froh, zwei Heimaten zu haben, Lettland und Deutschland und zwei Wohnsitze, Riga und Berlin. Wenn ich Besuch habe, bemühe ich mich, dem auch das ganze Kulturleben Berlins zu zeigen. Aber ansonsten besteht Berlin für mich eigentlich nur aus Kinderaktivitäten.

Foto: Claudia Hoene

Iveta Apkalna

Bewegliche Kulturhorizonte inner- und außerhalb Europas

Summer School “Beyond Horizons” 2017

Ein Beitrag von Dagmar Reichardt

Bereits zum vierten Mal bietet die niederländische Universitätsstadt Groningen interessierten Bachelor- und Masterstudenten sowie Doktoranden der Medien- und Kulturwissenschaften eine internationale Summer School unter dem Titel “Beyond Horizons – Transmitting and Writing New Identities of Minorities and Migrants in and Beyond Europe” an. Durch das Flüchtlingsdrama seit 2015/16 rund um das Mittelmeer ist die derzeit zentrale Frage in Europa „Wie können wir angesichts der Präsenz von Migranten und Minoritäten im eigenen Land sowie auf unserer Welt friedlich miteinander leben?“ auch in das öffentliche Interesse getreten. Umso dringlicher spiegelt der interdisziplinäre Zuschnitt der auf der internationalen Wissenschaftssprache Englisch abgehaltenen „Beyond Horizons“ Summer School den gesellschaftlichen Zustand unserer Weltgemeinschaft kritisch und innovativ wider.
Seit Sommer 2014 finden im Norden Hollands aus allen erdenklichen Teilen der Welt Studierende und Fachexperten zu den Themenschwerpunkten kulturelle Identitäten, Migrationsliteratur und Minoritätsdiskurse zusammen. Gegründet wurde die Summer School vor vier Jahren von den zwei Dozentinnen für Europäische Literaturen und Kulturen an der Fakultät der Künste der Universität Groningen Dr. Petra Broomans (Skandinavistik, Schwerpunkt Schweden) und Dr. Jeanette den Toonder (Französistik, Schwerpunkt Kanada-Studien) sowie von Dagmar Reichardt, die heute den Lehrstuhl für Medienindustrie und Transkulturelle Studien (Schwerpunkt Musik und Festivals) an der Lettischen Kulturakademie (LKA) in Riga/Lettland innehat, als erste ihrer Art innerhalb der geisteswissenschaftlichen Studiengänge an der – im niedersächsisch-holländischen Grenzland nahe der Metropolregion Bremen/Oldenburg gelegenen und vor 403 Jahren gegründeten – Reichsuniversität Groningen. Anhand der Entstehungsgeschichte dieser Summer School lässt sich gut illustrieren, wohin die Reise in Sachen nachhaltiges Lernen, innovative Lehrmethoden und Gestaltung des Universitätsbetriebs 4.0 im digitalen Zeitalter weltweit zu gehen scheint und was die Uni-Zukunft während der „vorlesungsfreien Zeit“, früher einmal „Semesterferien“ genannt, weltweit heute so bereithält.

Was heute zählt, ist ganz im Sinn des deutschen Zukunftsprojekts „Industrie 4.0“ etwa dessen 2015 von Deutschlands Bundesministerien für Bildung sowie für Wirtschaft und Energie geschaffene, erweiterte Plattform: das sog. „Internet der Dinge und der Dienste“. Was das Projekt auf industrielle Prozesse durch Verzahnung von Informations-, Kommunikations-, Automatisierungs- und Produktionstechnologien anzuwenden versucht, lässt sich auf das „Geschäftsmodell Summer School“ insofern übertragen, dass auf der Grundlage intelligenter und digital vernetzter Systeme sowie selbstorganisierter Produktion nicht nur Menschen, Maschinen, Logistik und (in diesem Fall: geistige) Produkte direkt miteinander kommunizieren und kooperieren sollen. Vielmehr will die „Plattform Industrie 4.0“ die gesamte Wertschöpfungskette optimieren. Das bedeutet für das Summer-School-Format: Der Besitz von geistigem Gut soll vernetzt zirkulieren, eingebunden in einen stetig fließenden Austausch von Kulturtransfers, sodass der ausländische Sommerkurs weit über die reine Vermittlung von Wissen am Ende auch jenseits geographischer und nationaler „Horizonte“ einflussreiche Fähigkeiten wie kollaboratives Arbeiten und das Teilen von Informationen bündelt, entwickelt und schult.

Dr. Jeanette den Toonder (links), Dr. Petra Broomans (Mitte), Prof. Dr. Dagmar Reichardt (rechts)

Kultur- und Wissensmanagement im Hochschulbereich

Zunächst stellt sich eine nicht unerhebliche Frage: Wie organisiert, managt und finanziert man eine Summer School? – In Zeiten chronisch rückläufiger Budgets insbesondere im öffentlichen Kultur- und Universitätsbetrieb muss man sich auf jeden Fall sowohl institutionell als auch auf der Ebene des persönlichen Engagements (sei es seitens des Lehrkörpers, sei es auf Seiten der Studentenschaft) etwas einfallen lassen. Schließlich sollen die Studierenden am Ende angesichts aller Sparmaßnahmen ja keine ungebührenden Einbußen in puncto Lernerfahrungen hinnehmen müssen und die Unis bzw. Professorenschaft ihrem Bildungsauftrag trotz klammer Kassen gerecht werden.

Grundsätzlich geht heute nichts mehr ohne Eigeninitiative, Selbstmotivation und die Leiden- bzw. zumindest Bereitschaft, sich auf – auch wirtschaftlich und logistisch – unbekanntes Terrain zu wagen. Als allererstes bedarf es einer Anschubfinanzierung der Universität in Form von mindestens einer Stellenbesetzung für eine zentrale Koordinationsstelle, die eigene oder externe Summer-School-Angebote entgegennimmt und administrativ regelt. So lancierte die Universität Groningen bereits im zweiten Jahr in der Geschichte ihrer Summer-School-Erfahrung 2015 einen Aufruf an alle Universitätsmitglieder mit dem Ziel, ab 2016 insgesamt ca. 4550 Summer Schools – ihre rd. 10 Fakultäten übergreifend – anbieten zu können. Bald reichte die Themenpalette von Marketing, biobasierten Wirtschaftskonzepten und Biobanking, über Global Health Methoden, Gesundes Altern, Transitionale Justiz und Arktisforschung, bis hin zu indischen Stammeskulturen, „Mystischen Begegnungen“ und einem Spinoza-Kolloquium. Auch für die Implementierung in bereits vorhandene Lehrstrukturen gibt es innovative Möglichkeiten: Denkbar sind Sommerschulen mit oder ohne auswärtige Hochschulpartner (die an der Heimatuniversität oder außerhalb derselben, auch auf anderen Kontinenten stattfinden können) bis hin zur Integration in bestehende Curricula (insbesondere von Master-Programmen, Graduiertenkollegs oder dem laufenden Programm der Forschungsinstitute) innerhalb der unterschiedlichen Studiengänge an der Heimatuniversität oder auch denjenigen von Partneruniversitäten, sowie in etwaige International Classroom Projekte, E-learning-Seminare und sog. MOOC’s (Massive Open Online Course, dt. Offener Massen-Online-Kurs).

Das Internet ist bei diesem Lehrformat eines jenseits aller kultureller Diversität in das 3. Jahrtausend „Fliegenden Klassenzimmers“ gar nicht mehr wegzudenken. Was das Kursmanagement betrifft, so schaltet die gastgebende Universität für Summer Schools i.d.R. eine digitale, nur für registrierte Benutzer weltweit zugängliche elektronische Plattform frei, die aus einer hierarchischen Zusammenführung der beteiligten Akteure besteht und mittels einer institutsinternen Blackboard-Programmierung für Kursleiter, Studierende und einen technischen Assistenten auf die Summer School zugeschnitten ist. Die Teilnehmer werden vor allem über soziale Medien, spezifische Newsletter und digitale Kanäle angeworben. Der Kostenpunkt? – Ist eine zentrale Anlaufstelle für Summer Schools an einer Universität erst einmal eingerichtet, so arbeiten Summer Schools sowohl mit dem freiwilligen, auf der Basis geregelter Arbeitszeit basierendem Engagement innovationsbegeisterter Professoren als auch mit dem Karriere-, Weiterbildungs- und Wissenschaftsinteresse einer internationalen, Grenzen überschreitenden, wissbegierigen und kontaktfreudigen studentischen Community.

Die Universität von aussen

Kommuniziert wird immer auf Englisch. Während die Universitäten für eine elektronische Infrastruktur und Summer-School-spezifische Koordinationsstelle sorgen und die in- und ausländischen Professoren vor allem ihr Herzblut und einen vermeintlichen just-for-fun- bzw. „Plus minus Null"-Faktor in die Waagschale werfen (was dann aber auch eine aufgeschlossene, entspannte und authentische Stimmung im Seminarraum verspricht), können Summer Schools auf Grund des zusätzlichen Aufwands, durch den sich die Sonderaktivitäten rund um eine solch „außerordentliche" Kursgestaltung von einem „normalen" Seminar unterscheiden, nicht ohne Teilnahmegebühren auskommen. Oft bieten vor allem US-amerikanische Universitäten – die für dieses flexible, absichtlich unterhaltsam gestaltete Unterrichtsmodell selbstredend Pate bei den europäischen Nachahmerprodukten stehen – all-inclusive-Pakete an, die wie im Pauschaltourismus bereits Unterkunft, Kost, Ausflüge und den Aufenthalt vor Ort umfassen, sodass die Studierenden nur noch die Anreise selber organisieren. Diese Gebühren sind, vor allem an den privaten US-Universitäten der Ivy League, für europäische Verhältnisse z.T. astronomisch hoch und dienen letztlich als Rädchen in einem hemmungslos neoliberalen Geldmaschinengetriebe, das der Auffassung „Eine Uni ist eine Firma, die Gewinn und Bildung ausspuckt" zu folgen scheint. Nicht sehr sozial.

In Zeiten des couch-surfings, Airbnb und persönlicher Facebook-Netzwerke favorisieren europäische Teilnehmer hingegen oft Optionen, die den Preis auf eine Minimalgebühr reduzieren und letztlich nichts anderes als eine Sparumlage auf Catering und Rahmenprogramm abdecken. Dazu gehören etwa Kaffeepausen während des Unterrichts, mittägliche Mensa-Besuche in der aufnehmenden Alma Mater, Hörsaalpauschalen, Arbeitsmappen-Erstellung und Materialkosten sowie evtl. Werbegeschenke, abendliche Sonderaktivitäten seitens der Universität, Kursevaluationen inkl. Teilnahmeauswertung und Erstellung der Abschlussurkunde. Kurzum: Eine Summer School kann als eine Mischung aus Bildungsreise, Kongressbesuch und Seminarbetrieb beschrieben werden. Häufig wird die Teilnahme mit persönlichen und familiären Interessen, dem Besuch von Freunden und touristischen Zielen verbunden oder zu einem privat motivierten Europa-Trip ausgebaut. Neugier, Gestaltungswille und Lust auf Veränderung müssen am Ende alle Seiten einbringen, damit solch eine Lehrveranstaltung erfolgreich angeboten, angenommen und rundum in guter Erinnerung behalten wird.

Die vielen Sprachen der Transkulturalität

Das Profil der „Beyond Horizons“ Summer School passt sich dieser Gesamtsituation innerhalb der Hochschullandschaft und deren allgemeinem Wunsch nach einer didaktischen Neugestaltung des akademischen Lehrprogramms in dem Bewusstsein an, dass eine friedfertige, offene, globalisierte Weltgemeinschaft neuer Konvivialitätsmodelle bedarf: Transkulturalität, Hybridität, Migration und das solidarische Miteinander der Kulturen sind in diesem kultur- und medienwissenschaftlichen Modul wegweisende Schlüsselbegriffe. Um zu zeigen, wie vernetzte, solidarische Kollaborationszirkel entstehen, funktionieren und gepflegt werden können, widmet sich der Einführungspart zu „Beyond Horizons“ deshalb zunächst dem Thema „Die vielen Sprachen der Transkulturalität“ (The many languages of transculturality) und illustriert kulturelle Begegnungs- und Austauschprozesse insbesondere aus Sicht der Migrations- und Diasporaforschung mit Beispielen aus der Welt der Mode, Musik, Architektur, Kulinarik oder Festivalkulturen. Solch semiotische, d.h. sprachlich unabhängige Verständigungsmodalitäten können einen wichtigen Beitrag zur Konfliktforschung und -prävention (dem sog. peace-making) leisten und folgen dem transkulturellen Paradigma, das kulturelle Entitäten sowie geographische, d.h. regionale, nationale und kontinentale Grenzen hinterfragt und „konstruktiv zu dekonstruieren“ beabsichtigt.
In Groningen dauert die Summer School i.d.R. eine Woche inklusive An- und Abreisetag, findet in den Sommermonaten Juni oder Juli statt und steht rund um den Globus allen qualifizierten Bachelor- sowie Masterstudenten und Promovenden offen. Geboten werden sowohl ein soziales Rahmenprogramm (Willkommenstreffen, Stadtführung, Universitätsbesichtigung, tägliches Mittagessen, gemeinsames Abendessen in einem typisch holländischen Altstadtlokal u.v.m.) als auch verschiedene Kurseinheiten, die von diversen in- und ausländischen Dozenten auf Englisch abgehalten und unter unterschiedlichsten Themenaspekten ausgeleuchtet werden. Das abwechslungsreiche Programm gewährleistet, dass die Teilnehmer mit Hilfe von Expertenvorträgen, Plenardiskussionen und Teamarbeit vor Ort einen sehr intensiven, effektiven und breit gefächerten Einblick in bestimmte Fachgebiete der Kultur-, Medien-, Sprach-, Litera-

tur-, Theater-, Film-, Übersetzungs-, Kommunikations-, Musik- bzw. Erziehungswissenschaft erhalten und innerhalb kürzester Zeit mit nach Hause nehmen können.
Der diesjährige Kurs geht vom 18. bis 23. Juni 2017 und kann mit 5 ECTS (= European Credit Transfer and Accumulation System; d.h. Leistungspunkte gem. des Europäischen Systems zur Übertragung und Akkumulierung von Studienleistungen), inkl. Teilnahme-Urkunde abgeschlossen werden. Die Arbeitsatmosphäre dieser Summer School ist ebenso professionell, kompakt und instruktiv wie kreativ, anregend, nachhaltig multikulturell bereichernd und von einer „typisch" holländischen Gleichzeitigkeit von Unternehmungslust und Gelassenheit geprägt. Hier trifft man in einem geschützten Hochschulraum von ca. 10-15 Teilnehmern auf Gleichgesinnte, findet vielfältige Austauschmöglichkeiten, lernt eine andere Universitätsstruktur kennen, kommt in direkten Kontakt mit renommierten Professoren aus aller Welt und schließt neue internationale Freundschaften. Eine ideale Möglichkeit zur Weiterbildung auf höchstem Niveau während der Semesterferien, zwecks Vertiefung theoretischer und thematischer Ansätze für eine anstehende Abschlussarbeit oder zum Auftakt für eine intellektuell-unterhaltsame Urlaubsreise in die Niederlande, das friesische Umland bzw. entlang der kontinentalen Westküste: ob zu den friesischen Inseln und dem Wattenmeer oder hinunter über Amsterdam, Den Haag und Rotterdam nach Antwerpen, Ostende oder Gent bis nach Calais, an die französische Nordküste und – warum nicht? – weiter noch nach Spanien, Portugal oder wohin es einen zieht. Der Phantasie sind hier keine Grenzen gesetzt und Transkulturalität kann sogleich in der Praxis gelebt werden. Englisch-Auffrischungskurs inklusive, sozusagen als willkommener Nebeneffekt des Grundgedankens von „Beyond Horizons".

Ost-West Dialog Lettland - Niederlande: Die Summer School 2017 für LKA-Studierende

Dieses Jahr stehen folgende Themen auf dem Programm: Um die Frage zu beantworten, wie ein gesellschaftlich nachhaltiger und gelungener Kulturtransfer in gemischten soziokulturellen Kontexten unser globales Zusammenleben qualitativ verbessern, effizient bereichern und friedensstiftend beeinflussen kann, werden einführend einige Konzepte vorgestellt, die spezifische historische und politische Definitionen von Minoritäts- und Migrationskulturen liefern. Unter Rekurs auf den philosophisch, politisch und interreligiös relevanten Begriff der Transkulturalität erarbeitet sich die Gruppe dann in einem zweiten Schritt Antworten auf die Frage, wie transnationale, transkulturelle und hybride Identitäten in Theorie und Praxis aussehen können: z.B. an Hand von italo-afrikanischen Fallbeispielen und Eindrücken aus der cross-kulturellen Modewelt.
Anschließend diskutiert die Gruppe den Begriff der „écriture migrante“ in Europa (Frankreich) und an Hand weiterer, auch außereuropäischer literarischer und literaturwissenschaftlicher Texte. Die hispanische Kulturproduktion schließlich fächert Aspekte von Literatur, Film und Theater Genre-übergreifend in post-diktatorischen Gesellschaften – etwa in Spanien, Argentinien und Chile – auf, bevor die Begegnung der Gefahr eines spezifischen Sprachverlusts durch Beispiele der Revitalisierung seitens minoritärer und indigener samischer Schriftsteller, d.h. Vertreter des Volks der Samen (Skandinavien), genauer untersucht wird. Die Kursbausteine berücksichtigen dabei sowohl institutionelle, soziale und individuelle Faktoren, als auch Gender-Aspekte sowie konkrete Situationen aus dem Berufsleben. Während der einwöchigen Summer School werden immer wieder Bezüge zu professionellen Marktsektoren hergestellt, um transkulturelle Transfer-, Übertragungs- und Bewältigungsmuster im Alltagsleben auszuleuchten. Am Ende präsentieren die Studenten im Laufe dieses einwöchigen sommerlichen Intensivtrainings zum Thema „bewegliche“ Kulturhorizonte und die dynamische Ausformung „lebenswerter Gesellschaften“ ein Referat – nicht selten sind daraus schon die Grundthesen für eine zukünftige bzw. mental bereits entworfene Doktorarbeit entstanden bzw. verfeinert worden. Wer wollte diese Gelegenheit für eine Reise vom äußersten Osten Europas (Riga) an dessen extreme Westküste (Groningen) zu exklusiven Sonderbedingungen für LKA-Studierende ungenutzt lassen, zumal damit bereits ein erster Schritt zum Doktortitel vollzogen werden kann, der höchsten akademischen Weihe jeder modernen Universität. Europas Kulturen sind schließlich nicht nur so vielseitig, bunt und facettenreich wie die inzwischen fast abgeschlossene Masterzeit an der LKA, sondern auch wie das Leben selbst – und eine geistig anspruchsvoll schillernde Zukunft.

Für LKA-Studierende bietet die Summer School „Beyond Horizons“ an der Universität Groningen (Niederlande) dieses Jahr folgende Sonderkonditionen an:

Summer-School-Daten: 18.-23.6.2017
ECTS: 5
Bewerbungsfrist: 1.5.2017

Einschreibgebühren: 100 Euro (statt max. 450 Euro; exkl. Anreise und Unterkunft) – evtl. können sogar einzelne Studierende der Universität Groningen eine Unterkunft für 5 Nächte kostenlos zur Verfügung stellen (ggf. bitte Anfrage an Frau Nannie de Graaff richten, s.u.).
Ansonsten empfehlen sich die Facebook-Seite der Groninger Summer Schools (https://www.facebook.com/UoGSummerschools) oder Airbnb!

Einschreibgebühr inkl. Unterkunft für 5 Nächte (Ank. Sonntag, 18.6. bis Abf. Freitag, 23.6.2017): 300 Euro (exkl. Anreise)

Bewerbungslink: Auf http://www.rug.nl/education/summer-winter-schools/summer_schools_2017/beyond-horizons/apply-now klicken oder Bewerbung per E-Mail (inkl. kurzem Motivationsschreiben und CV auf Englisch) an Frau Nannie de Graaff senden: n.de.graaff@rug.nl

Weitere Infos zu “Beyond Horizons”: http://www.rug.nl/education/summer-winter-schools/summer_schools_2017/beyond-horizons/
(University of Groningen, Summer Schools)

Programmhinweise und Dozenten: http://www.rug.nl/education/summer-winter-schools/summer_schools_2017/beyond-horizons/short-bio_s-lecturers
(diese Seite wird laufend aktualisiert)

Fotogalerie: http://www.rug.nl/education/summer-winter-schools/summer_schools_2017/beyond-horizons/photos-2015 (Eindrücke von bisherigen „Beyond Horizons“-Summer Schools an der Universität Groningen)

Black Friday

Black Friday – und andere Lettlandgeschichten.
Baltische Bibliothek, Band 9
Balt Art Verlag, Bern 2016
ISBN 9783-9524559-0-6.
www.baltart.ch

Matthias Boosch
www.boosch.de

Matthias Boosch

2006 entschloss sich Matthias Boosch einige Zeit in Limbaži zu leben. Eine Auszeit sollte es sein, ein Experiment: An einen unbekannten Ort gehen – ohne Vorprägung und Vorurteile – um sich dort auf die Leute einlassen zu können. Offen zu sein für ihre Geschichten, ihr Leben im kleinen Limbaži.
Wie es denn sei, wollte er wissen, ein dreiviertel Jahr lang nur zu schreiben. Einmal raus zu sein aus der ewigen Auseinandersetzung: Nicht richtig schreiben können wegen des Studierens und nicht richtig studieren können wegen des Schreibens.
In Limbaži entstand ein Roman, der nie veröffentlicht wurde. Und der Autor erzählte Freunden fortan Anekdoten aus der Zeit in Lettland. Wollte sie nicht aufschreiben. Probierte es dann doch. 2015 erhielt er für eine dieser Geschichten den Literaturförderpreis der Stadt Mainz. Ein Jahr später erschien im Schweizer BaltArt-Verlag das Buch »Black Friday – und andere Lettlandgeschichten« mit 16 Erzählungen, von denen viele in Limbaži spielen, erzählt aus der kritisch-wohlwollenden, immer sehr subjektiven Sicht eines Dazugekommenen.
Es sollten Geschichten vor allem auch zum Hören sein, also las Boosch sie vor Publikum. In Deutschland, einmal auch in einem Kunstverein in Ungarn, und Ende 2016 an Universitäten und in Buchläden in Lettland und Estland.

Auszug aus der Geschichte »Black Friday«

Der Teekessel pfiff, Jānis drehte das Gas ab, verschwand im Flur. Um den Haupthahn zu schließen, wie er mir zurief. Durch das offene Fenster strömte eiskalte Luft in die Küche, vereinzelte Schneeflocken wehten herein, auf dem Boden vor dem Herd lag ein weißes Schlappohrkaninchen. Für einen Moment noch das leise Zischen des ausströmenden Gases aus der lecken Leitung, die sich an der Wand entlang bis zum Herd zog, dann Stille.

Jānis kam wieder und schloss das Fenster. «Bernd», meinte er und deutete auf das Kaninchen. Dann goss er uns Tee ein, setzte sich mir gegenüber an den Küchentisch, blickte mich erwartungsvoll an. Er war dünn, fast dürr, lange schwarze Haare, Ledermantel, den er auch hier an ließ. Darunter kam ein Pullover mit unleserlichem Bandnamen zum Vorschein. Ich trank Tee.

Dann schien ihm etwas einzufallen, er stand auf und kramte eine Kerze aus dem Küchenschrank neben dem Herd, stellte sie auf den Tisch und zündete sie mit betont feierlichem Gesichtsausdruck an. «Keine Explosionsgefahr mehr», meinte er und lächelte. Er setzte sich wieder und fing an, mir Details der baltischen Black-Metal-Szene auseinanderzusetzen.

Bernd hoppelte zu einer Pfütze, die der Schnee vor dem Fenster gebildet hatte, und trank. Ich fragte mich, wie er wohl zu seinem Namen gekommen war.

«‹Nycticorax›», rief Jānis und zählte einige Alben auf. «‹Heresiarh›, ‹Meressin›.» Ein absoluter Geheimtipp sei «Deilegium» aus Tallinn mit Igor Ananyev als Leadgitarrist.

Jānis rührte in seinem Tee, nun etwas Röte im blassen Gesicht. Ihre Demo «Blasphemus Confession» von 1995: Ein Meilenstein des estnischen Black Metals. «Blasphemus Confession». Er klang genießerisch, als er das sagte und ich stellte ihn mir auf der zugefrorenen Ostsee am Strand von Jurmala vor, mit einem Klappstuhl im endlosen Eis, wie er einen Rotwein probierte. «Ich würde sie dir gerne vorspielen», meinte er, «aber meine Mitbewohner schlafen schon.» Sie wohnten hier zu viert in einem Zimmer, ein Pärchen und noch ein anderer, alles Black Metaler.

Jānis trank, sah mir über den Tassenrand in die Augen. Für einen Moment war etwas Zärtliches in seinem Blick.

Leider hätten sich «Deilegium» 1999 aufgelöst. Aber der Schlagzeuger Denis Shepelov spiele heute unter anderem in «My Ritual» und der Progressiv-Death-Metal-Band «Postmortem», beide ebenfalls aus Tallinn.

Ich konnte mir nicht viel merken von all diesen Band- und Musikernamen, aber es war doch interessant, wie sich überall kleine Welten in der großen versteckten, von denen kaum jemand etwas ahnte, die aber doch für einige Leute *Alles* bedeuteten.

Beim Reden legte Jānis wie im Eifer des Gefechts seine Hand auf die meine, zog sie dann wieder zurück. Langsam hatte ich das Gefühl, es ginge ihm um mehr als nur die Musik.

Dann hörte er auf zu sprechen, goss sich neuen Tee ein, hielt die Tasse in den Händen und schaute hinein, stellte sie ohne zu trinken wieder ab, Stille. Bernd hoppelte in eine Ecke, in der bereits eine Menge Köttel lagen und fügte weitere hinzu.

Jānis sah mich an. Er wirkte nachdenklich, hatte etwas Fragendes im Gesicht und noch viel mehr, eine ganze Geschichte. Ich blickte zur Kerze – das Flackern des Feuers – zu meiner Hand, wieder zu Jānis. Und verstand erst jetzt: Offensichtlich hatte ich gerade ein Date mit einem lettischen Black Metaler. Gab es da in der kleinen Welt eine noch kleinere? Oder war er der Einzige? Ich erwiderte seinen Blick, einige Sekunden sahen wir uns in die Augen.

Dann sprang ich auf. «Willst du ein Gedicht hören? Es wäre interessant zu sehen, wie es auf jemanden wirkt, der kein Wort versteht.»

Er war begeistert, also rückte ich einen Stuhl in die Mitte des Raumes und stieg darauf. Jānis rückte ein wenig vom Tisch weg, nahm Bernd auf den Schoß und streichelte ihn, lehnte sich zurück. So trug ich den beiden inbrünstig einen Zwölfzeiler über Hackfleisch vor. Jānis klatschte und fand es expressionistisch.

Ich setzte mich wieder. Jānis kraulte Bernd, dann hielt er inne, ließ ihn wieder auf den Boden. Stille, wir sahen uns an.

Es mochte so gegen vier sein, Jānis Mitbewohner, ein Bäcker, kam in die Küche, war aber schnell wieder weg, arbeiten.

Bernd döste vor der Heizung, wir redeten über das Niederbrennen von Kirchen, wie es in den Neunzigern in Norwegen und Schweden in Mode gekommen war. Jānis fand diese Form des Protests wenig effektiv. «Viele der Beteiligten sitzen heute noch», sagte er, «während die Kirchen längst wieder aufgebaut sind. Und konnten all die Jahre kein einziges Album aufnehmen.»
Ich war mittlerweile ziemlich müde, Jānis offensichtlich auch. Wir tranken noch einen – wieder bei offenem Fenster zubereiteten – Tee, und als es hell wurde brachte mich Jānis zur Trambahn. Durch einen Hinterhof und einige Straßen entlang – frische, kalte Luft, weißer Schnee. An der Haltestelle schrieb mir Jānis seine Nummer auf einen Zettel, ich dankte ihm und stieg in die Bahn.
Als ich meine zwanzig Santīmu bezahlt hatte, betrachtete ich den Zettel. Zerknüllte ihn, wollte ihn wegwerfen, aber – faltete ihn wieder auf und steckte ihn ein.

UM JEDEN PREIS

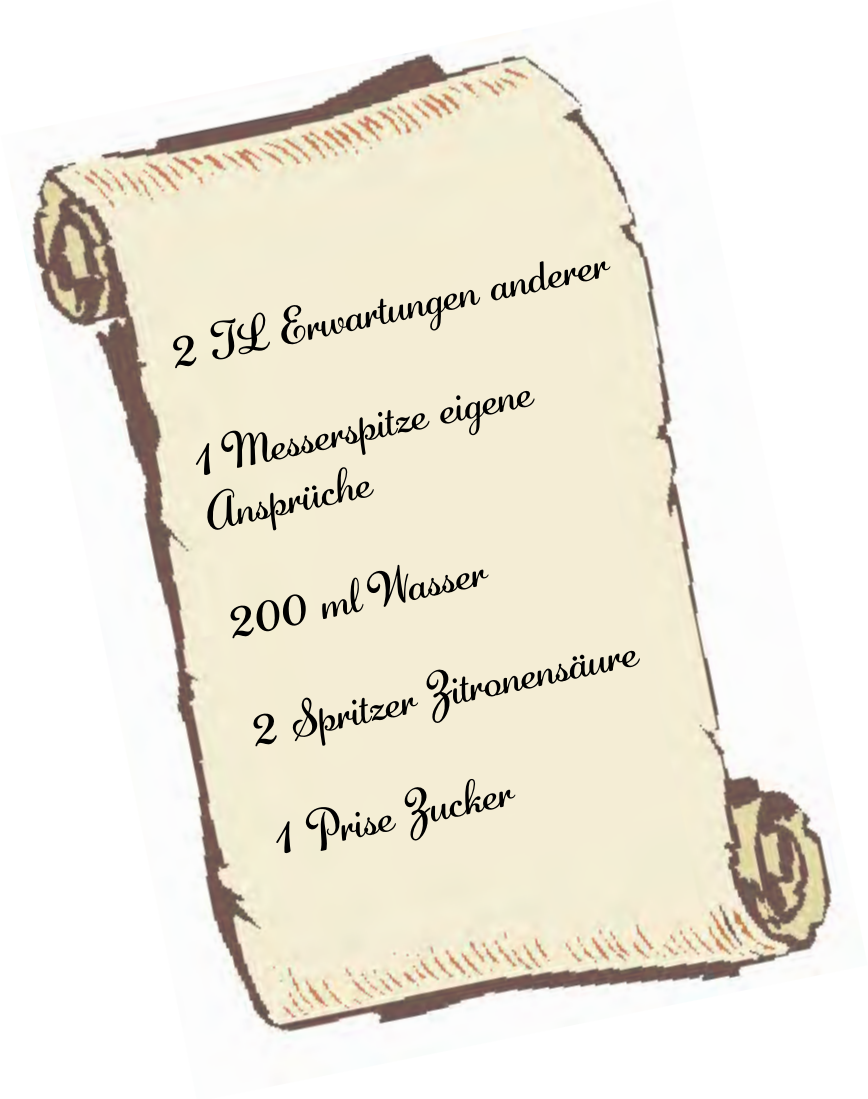
Ein Beitrag von Verene Eckl

„Was erwartest du von mir?“ diese Frage hängt in der Luft. Der Luft zwischen meinen Ohren, die das letzte Treffen mit dir hinterlassen hat. Das beklommene Gefühl, zwischen den Zeilen lesen zu müssen, um ganz subtil eine weitere Erwartung in die lange Liste der „unerfüllten Wünsche anderer Personen“ hinzuzufügen -ich hänge es an den Haken hinter meiner Zimmertür.

Eine Jonglage wäre nun schön. Ein bisschen Abwechslung zwischen der drückenden Schwere ungesagter Worte. Und ich fange an, werfe Wortfragmente und Blicke durch die Luft und beginne zu lächeln.

Wir alle bestehen aus ihnen, sind eine verwirrend irritierende Mischung aus unseren eigenen und denen anderer. Meistens sind es die Wünsche unserer Familie oder Freunde, Arbeitgeber oder Kollegen. Menschen mit denen wir unser Leben teilen – freiwillig oder unfreiwillig – und zu guter Letzt setzen wir noch das Sahnehäubchen, unsere eigenen Ansprüche, obendrauf.

Vielleicht ergibt das auch ein erquickendes Rezept:



Fertig ist der – ja der was? Der Cocktail, der uns dabei hilft, angetrieben, angesehen und erhobenen Hauptes durchs Leben zu schreiten, oder das schwere Gefühl im Magen, das uns kleinhält und davon abhält das zu tun, was wir eigentlich wollen.

Wie liest man sie richtig, die vielen Signale, die im Laufe unseres Lebens auf uns einprasseln und wo ist die Gebrauchsanleitung dafür? Kein Semiotik-Seminar hat bislang die Antwort gebracht, kein Marketing- oder Personalmanagementbuch erklärt, wie man die eigenen Ansprüche und die Erwartungen anderer auf ihre Richtigkeit prüft.

Ich stelle mir vor, um jeden Preis allem gerecht werden zu wollen und merke, dass ich dabei zu kurz komme. Ja... eigentlich noch gar nicht berücksichtigt wurde.

„Ist das denn gerecht?“ frage ich dann zurück. Und auf einmal hat der andere das Problem mit der Luft zwischen den Ohren und wundert sich, dass er darüber noch gar nicht nachgedacht hat.

DER WEG

Ein Beitrag von Ann-Kathrin Canjé

Ann-Kathrin Canjé, geboren 1991 in Düsseldorf, studierte nach absolviertem Abitur 2011 Kulturwissenschaften und ästhetische Praxis mit Schwerpunkt Literatur und Medien an der Universität Hildesheim. Während ihres Studiums absolvierte sie verschiedene Praktika, unter anderem bei der Kulturzeit in Mainz und bei der Redaktion ZDF Kultur Berlin und studierte außerdem ein halbes Jahr an der Universidad Complutense in Madrid.
Heute lebt sie in Berlin und studiert dort „Angewandte Literaturwissenschaft“ im Master an der Freien Universität Berlin. Ann-Kathrin liegen die kleinen, unauffälligen Geschichten des Alltags am Herzen, die sie meist in Kurzgeschichten festhält. Seit vergangenem Jahr bloggt sie für ‘www.litaffin.de’ und hat im letzten Jahr in New York leben und herausfinden dürfen, wie die Literaturwelt sich in Amerika so anfühlt.

Jüdisches Museum Berlin

Das Gebäude türmt sich groß vor mir auf. Seine graue Fassade verschwimmt mit der traurigen Farbe des Himmels. Heute ist Sonntag. Es regnet. Der perfekte Museumstag. Da ich vor einigen Jahren schon einmal hier war, weiß ich, was mich im Inneren des großen Gebäudes erwartet und dass es gar kein perfekter Tag werden kann. Die deutsche Schuld. Jüdische Geschichte. Ermordete Juden.

Ich steige die Stufen hoch zum Einlass des Jüdischen Museums Berlin, das ich ganz anders in Erinnerung behalten habe. Nachdem ich meine Jacke und Wertgegenstände durch einen Scanner gebe, kaufe ich mir ein Ticket, hole mir den Lageplan des Museums. Laufe los. Vorbei an Memory Void, dem Holocaust-Turm, vorbei an zahlreichen Ausstellungsstücken. Vor den Schaukästen schieben sich viele Menschen hin und her. Ich wusste, dass es heute voll sein würde, was nicht zuletzt dem Wetter geschuldet ist. Trotzdem versuche ich weiterhin in mir zu bleiben, zu ruhen.

Auch wenn ich die einzelnen Schicksale, die Geschichten in den Vitrinen verschlossen schon kenne oder mich erinnere, lese ich mir erneut so viel ich kann durch. Will sie erfassen, mich erinnern. Immer und immer wieder erinnern. Denke, dass in dem Moment in dem ich die Bilder sehe, die geschriebenen Abschiedsworte von KZ-Häftlingen lese, Gegenstände aus ihrem Leben betrachte, sie kurz wieder da sind, lebendig. Wenn auch nur in unseren, in meinen Gedanken – sie sind nicht vergessen. Dieser Ort, dieses Museum, ist ein Ort des Erinnerns. Ein lebendiger Ort. Ich habe noch kein Museum kennengelernt, das mich nur durch seine Architektur und seine Installationen so berührt hat.

Ich folge dem Pfeil Richtung „Holocaust Turm“. Bleibe vor einer bleiernen Türe stehen und bin einen Moment irritiert, weil ich keine Klinke sehe und mich frage, wie ich wohl dort rein gelangen kann. Ich erinnere mich daran, dass ich diesen kurzen Moment bereits erlebt habe. Damals war ich in Begleitung hier. Nun weiß ich, dass ich mit beiden Händen gegen die schwere Tür drücken muss, sie dann nachgibt, sich öffnet. Dann bin ich drin. Erschrecke. Zwei Schatten sehen mich an. Der Raum ist kalt, aus grauem Beton, so grau wie die Umkleidung, so trüb wie der Himmel eben noch draußen war. An einem Ende gehen die Wände spitz aufeinander zu, der Raum wird immer schmaler. An der Spitze sieht es aus, als seien rechts und links zwei große Flecken, die ich zunächst als Schatten ausmache. Ich bin alleine hier. Niemand sonst. Ich habe Angst, fühle mich so ertappt, obwohl ich nicht weiß wobei. In mir kommt der Wunsch auf, die Tür schnell wieder zu öffnen und raus zu schleichen, doch ich bleibe. Meine Gedanken pochen lauter als mein Herz. Blau-weiße Streifen. Gelbe Sterne. Abgemagerte Menschen an Stacheldrahtzäunen. Dünne Äste, die sich aus den Lücken im Zaun strecken. Menschliche Finger. Dann glückliche Menschen in ihren Heimen mit Kerzenleuchtern und gedeckten Tischen. Juden in Synagogen, die beten. Juden in ihren Läden, die arbeiten. Das eben gesehene wiederholt sich wie ein Film immer wieder vor meinem inneren Auge. Dieses Wort liegt schwer auf meiner Zunge.

Jude.

Es hallt. Dabei ist es doch nur ein Wort. Nur eine Religion. Jude ist kein Mensch. Jude ist ein Begriff. Pauschalisiert. Eine Fluse fällt von meiner Strickjacke und ich habe das Gefühl etwas von mir hier zu lassen. Denke, dass tausende von guten Geistern um mich herum schwirren, sich hier versammeln, weil es ein Ort ist, an dem sie willkommen sind. Es ist so ruhig, innerhalb der Ungemütlichkeit fast schon wieder idyllisch, diese Sekunde Raum, die Geister und ich. Bis die Türe sich öffnet und Menschen reinströmen. Nicht verstehen und laut reden. Englisch, Deutsch, Spanisch. Die Lautstärke erdrückt mich jetzt und ich gehe. Vorbei an allem bis hin zum Memory Void. Auch hier war ich schon einmal. Auch hier stand ich mehrere Minuten, bevor ich mich vorsichtig auf die metallenen Gesichter gewagt habe und einige Schritte gegangen bin. Das metallene Klackern ist mir immer noch im Ohr.

Mehrere Menschen stehen andächtig vor dem gefallenen Laub, das Menashe Kadishman installiert hat. Langsam trete ich an die Seite eines Mannes, der mich beobachtet und mein Zögern bemerkt. Er lächelt mich an. Heute kann ich nicht. Heute lasse ich die Schritte sein. Kann sie nicht vollziehen, nicht, nachdem ich in diesem engen Raum stand und dabei so alleine war. Heute halte ich mich zurück. Auf einmal sind da wieder spanische Fetzen in meinem Ohr, die ich verstehe, Gesprächsfunken, die immer näher kommen. Ich liebe Spanien, liebe die Menschen und ihre Lebensphilosophie. Aber hier in diesem Museum, an diesem Ort wird mir ihre laute Kultur wirklich unangenehm. Erst haben sie mich im Turm gestört und nun hier. Sie bleiben und sie laufen. Verfolgen mich. Ich höre noch wie der eine erwachsene Bruder zu seinem anderen sagt: „Klar, das mach ich auf jeden Fall. Los!'' Die Mutter bleibt am Rande stehen und beobachtet ihre Kinder als würde sie auf einen Spielplatz starren und ihnen beim Spielen auf den Gerüsten zu sehen. Sie laufen jetzt so laut, wie ihre Kultur es ihnen aufzwingt. Immer mehr Menschen machen es ihnen nach, ohne zu lesen worum es bei der Installation geht, ohne auch nur eine Sekunde Respekt zu zollen. Gedankenlos. Sie laufen. Wie die Elefanten in der Wüste trampeln sie über 10.000 Gesichter die schreien und nach Hilfe rufen und ich frage mich, ob sie überhaupt verstehen. Oder ob das für sie ein Event ist, das Klackern unter den Schuhsolen, das Jüdische Museum nur ein winziger Punkt auf der „Berlin-To-See-Liste“. Es ist so laut, die Gesichter liegen hilflos unter den schweren Massen und ich verlasse den Raum augenblicklich. In der Ferne höre ich immer noch das Poltern von Elefanten die nicht wissen, auf welchem Boden sie laufen und nicht verstehen, wohin ihr Weg sie führt.

Das Lettzte 2.0 Business Edition

„Is it true that...“ Seit über einer (!) Stunde beginnt jeder Satz mit diesen Worten. Mein Gegenüber am Telefon lässt nicht lokker und verbeißt sich gerade in einer besonders kniffligen Fragenstellung.

Der ‘Nervsack’ am anderen Ende der Leitung heißt Eric und ich stelle ihn mir als All-American Sunshine Boy mit weißen Zähnen und einer Ken-Tolle vor, wie sie im Buche stehen. Eric ruft mich aus New York an („uuuhhh!“) und betonte am Anfang des Gesprächs, dass es bei ihm jetzt gerade ziemlich früh am Morgen sei und er wegen mir eine ganze Stunde früher im Büro wäre als sonst. Ich kann mir ein „Is that truuuuuue?!“ nicht verkneifen.

Bei aller zwischenmenschlichen Anstrengung verehre ich Eric - und das ist ganz ernst gemeint. Denn Eric übt einen Beruf aus, den es nur noch bei Qualitätsmedien erster Güte gibt - er ist Fact-Checker. Ja, richtig gelesen. Sein Job ist es die Fakten, die ein Redakteur zusammengetragen hat, zu prüfen. Denn besonders in den USA wissen die Qualitätsmedien was es bedeutet, justiziable News zu veröffentlichen und was daran hängen kann, wenn Fakten nicht doppelt geprüft und vom Interviewpartner freigegeben werden. Doch so wie beim ‘New Yorker Magazine’, für das Eric arbeitet, oder anderen großen Tageszeitungen und Magazinen in den Staaten, die absolute Vorbilder und -reiter in punkto Qualitätsjournalismus sind, läuft es oftmals nicht ab. Schlimmer noch: das Gegenteil bricht sich Bahn - Fake News sind zu einer ernstzunehmenden Kommunikationsdisziplin geworden.

Um das Thema einzuordnen: Für viele Mitmenschen sind wir PR-Leute das personifizierte Böse. Wir möchten unsere News, unsere Inhalte in die Welt tragen und einer Breiten Öffentlichkeit zugänglich machen - scheinbar um jeden Preis. Bis zu einem gewissen Punkt würde ich das sogar bejahen: Ich möchte meine News möglichst vielen Menschen zugänglich machen. Doch jetzt kommt die Einschränkung: Die News müssen stimmen - also hieb- und stichfest sein - und ich bediene mich der legalen Kommunikationsmöglichkeiten und -wege. Die Diskussion um „Fake News“ geht aber viel weiter und überschreitet rote Linien. Vorsätzlich falsche Meldungen werden ausgerollt und bewusst an jeden Zielgruppen gespielt, die empfänglich für so etwas sind. Die kriminelle Energie dahinter ist erschreckend professionell. Genauso erschreckend ist aber auch die Begriffsvermischung die derzeit unter dem Begriff „Fake News“ stattfindet: Da sprechen die beteiligten Politiker und Meinungsmacher von Hacking, Social Bots, Targeting und Trollen - und verdichten dies unter dem Sammelbegriff Fake News. Gefährliche Vereinfachung - denn die vielen technischen Möglichkeiten (besonders der sozialen Netzwerke) sind Fluch und Segen zugleich. Wie so oft entscheidet derjenige, der das Instrument bedient, was daraus wird.

Generell sind „Fake News“ übrigens nichts Neues - sie heißen nun einfach so. Stefan Niggemeier weist darauf in einem Beitrag für sein Portal ‘Übermedien’ zurecht hin. Denn bereits vor über zwölf Jahren wies er zusammen mit Lukas Heinser auf Bildblog.de den großen deutschen Medien handwerkliche Fehler, Verstöße gegen den Pressekodex oder die Verbreitung von Unwahrheiten nach. Und „Fake News“ sind nicht erst im Jahr 2016 entscheidende Tropfen, die die Fässer zum Überlaufen bringen. Oder wie sollte man die Berichterstattung, die zum Rücktritt des damaligen Bundespräsidenten Wulff geführt hat, bezeichnen?

Nach knapp zwei Stunden Telefonat beenden Eric und ich das gemeinsame Wiederkäuen des Artikels, den Erics Kollegin geschrieben hat. Ich kann mir eine Spitze nicht verkneifen: „Eric sag mal, wärest Du bei Deinen eigenen Texten eigentlich ähnlich kritisch?“ Eric versteht die Frage nicht, antwortet aber betont lässig-amerikanisch: „Sicher. Das ist unsere Art der Qualität.“ Ich liebe ihn dafür.

Über den Autor

Mein Name ist Jan-Erik Burkard (29 Jahre alt). Im Rheinland daheim, in der Welt der Kommunikation seit nunmehr zwölf Jahren (unfassbar!) zuhause. Nachdem Studium in Riga durfte ich die Deutsche Digitalbranche kennen lernen und habe als Junior-PR Manager in Düsseldorf gearbeitet. Danach war ich knapp zwei Jahre als Communication Manager für eine deutsche Traditionsmarke tätig, die einen weltweiten Boom ihrer Produkte erlebt hat. Heute verantworte ich die Bereiche Marketing/Kommunikation, Social Media und Events bei einer der größten Genossenschaftsbanken in Rheinland-Pfalz.

Mail aus Riga - Internationales Kultur- und Medienmanagement

V.i.S.d.P.: Isabel Wimmershoff

Texte: Ann Kathrin Canjé, Florian Maaß, Matthias Boosch, Prof. Dr. Dagmar Reichardt, Jannik Burkard, Prof. Dipl.- Bibl. Prof. h.c. Klaus Peter Nebel [Hrsg.], RA Stefan Endter, Verena Maria Eckl

Gestaltung/Layout: Jessica Grotz, Jan Kuchenbecker

Bildrechte liegen bei der Redaktion

Bilder: Ann Kathrin Canjé, Verena Maria Eckl, Prof. Dr. Dagmar Reichardt, Jannik Burkhard, RA Stefan Endter, Prof. Dipl.- Bibl. Prof .h.c. Klaus Peter Nebel [Hrsg.], Claudia Hoehne, Maxim Schulz, Thies Raetzke, www.rug.nl, Anja Kerrinnes

Latvijas Kultūras Akadēmija Ludzas iela 24 Riga, LV-1003

Mail: info@kulturmedien-riga.de

Mail aus Riga